

Georg Langenhorst

Auferweckt ins Leben

Die Osterbotschaft
neu entdeckt

HERDER The logo for Herder's 45th anniversary, featuring a stylized '4' and '5' intertwined.

FREIBURG · BASEL · WIEN

Zum Autor:

Georg Langenhorst, geb. 1962, Dr. theol., Inhaber der Lehrstuhls für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg; viel gefragter Referent in der Erwachsenenbildung; Autor zahlreicher Bücher, vor allem im Grenzbereich von Theologie und Literatur. 2016 erschienen: »Als ein Kind bist du gekommen. Die Weihnachtsbotschaft neu entdeckt«.



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagfoto oben: © Raffaelino del Colle, Auferstehung Christi,

1522–1525, Kathedrale von Sansepolcro (Arezzo), Italien

unten: © Clodio, iStock

Illustrationen im Innenteil: Ulrike Vetter, Leipzig

Satz: post scriptum, Vogtsburg-Burkheim/Hüfingen

Herstellung: Těšínská Tiskárna a.s., Český Těšín

Printed in the Czech Republic

ISBN 978-3-451-37801-0

Inhalt

Hinführung	9
1. Wortzeugnis	33
Rückblick und Durchblick der Bibel	
2. Trauerfreude	61
Vom Fasten und Feiern	
3. Anklagepunkte	81
Pilatus als zynischer Wahrheitssucher	
4. Notlügen	101
Petrus als brüderlicher Feigling	
5. Freundesverrat	121
Suchspuren im Spiegelbild von Judas	
6. Kreuzsterben	137
Verlassen in Leid und Tod?	
7. Karsamstagsexistenz	153
Ausgespannt zwischen Verzweiflung und Hoffnung	

INHALT

8. Magdalenensekunde	169
Momente der Erkenntnis	
9. Lebenszweifel	193
Thomas und das Recht auf Zweifel	
10. Herzbrennen	215
Weggefährten auf dem Weg nach Hause	
11. Freispruch	237
Paulus als Oster-Deuter	
12. Grundvertrauen	255
Lebenszuspruch über den Tod hinaus	
Ausblick	271
Quellenverzeichnis der literarischen Texte	282
Empfehlenswerte Literatur über Ostern	283
Weitere im Text benannte Werke	285

»Lieber nicht von Gott reden,
als in der alten,
verdreschten,
verbrauchten Sprache«
Silja Walter, 1985

»überwältigt betrete ich
den aufwachraum ins unbegrenzte«
Andreas Knapp, 2014

»Ostern ist jetzt, und jetzt, und jetzt«
Peter Handke, 2016

Hinführung

»Ostern ist jetzt, und jetzt, und jetzt« (*Handke* 2016, S. 100), schreibt der österreichische Schriftsteller *Peter Handke* in seinen 2016 erschienenen Notaten »Vor der Baumschattenwand nachts«. In der Tat: Das Christentum stand von Anfang an und steht bleibend ganz im Zeichen von Ostern. Ohne dieses Fest, ohne den Glauben an die Auferweckung aus dem Tod, hätte sich diese Religion nicht entwickelt, wäre der ganze christliche Glaube haltlos. So sehr wir die Erinnerung an die Auferweckung Jesu an einem Tag im Jahr in besonderer Form feiern, so sehr sollte der Geist dieses Festes den Alltag bestimmen.

Aber *was* bekennen Christinnen und Christen denn wirklich mit dem Glauben an die Auferweckung Jesu? *Wie* gestalten wir unser Leben in der immer wieder neu bekräftigten Hoffnung, dass auch wir nicht im Tod bleiben, sondern auferweckt werden zu einem »ewigen Leben«, zu einem »Sein bei Gott«? Ist Ostern wirklich der Wärmestrom, der die Grundtemperatur unseres Lebens speist? Der Pulsschlag, der dem Alltag genauso seinen Rhythmus einzeichnet wie den extremen Höhen und Tiefen unseres Daseins? Was also heißt das: Leben aus der Strahlkraft Osterns? Bei allen Versuchen der Beantwortung dieser Fragen kommt unsere Denkfähigkeit, kommen aber auch unsere sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten schnell an Grenzen. Die Vermittlung dieses Glaubens an unsere Kinder und Jugendlichen ist schwierig. Die Verständigung mit

Nichtgläubigen kompliziert. Umso wichtiger, sich dieser Aufgabe immer wieder neu zu stellen. Genau das soll im vorliegenden Buch versucht werden.

Zunächst ist dabei schlicht einzuräumen: Ostern steht als christliches Fest *im Schatten von Weihnachten*. Da mögen die Theologinnen und Theologen aller Konfessionen noch so sehr betonen, dass der Tod und die Auferweckung Jesu an Karfreitag und Ostern das ureigenste Herzstück des Christentums seien: In der Mentalität der überwiegenden Mehrzahl der Christen steht Weihnachten im Vordergrund (vgl. *Langenhorst 2016a*).

- ✱ Die Intensität der adventlichen Vorbereitung,
- ✱ der Termin am Ende des Jahres und als Wendepunkt der längsten Nacht,
- ✱ der Aufwand im Blick auf Geschenke und Gestaltung,
- ✱ die Verankerung im Brauchtum,
- ✱ die familiär ausgebildeten Traditionen,
- ✱ die augenfällige, in vielfältigen Einzelementen gestaltete Lichtmetaphorik,
- ✱ das archetypische Hoffnungsbild des neugeborenen Kindes,
- ✱ die Bekanntheit und Beliebtheit des zugehörigen Liedgutes,
- ✱ die jedes Jahr bei Weitem höchste Quote des Gottesdienstbesuchs,

all das belegt mehr als eindeutig, wie sehr unserer Kultur – wenn überhaupt, dann – ein »Weihnachts-Christentum«* (*Matthias Mor-*

* Im Text werden *Zitate* nur in Kurzform markiert. Alle ausführlichen Angaben und Belege finden sich am Ende des Buches in der Bibliografie. Bibelzitate sind der revidierten Einheitsübersetzung (2016) entnommen.

genroth) eingezeichnet ist. Mit Karfreitag und Ostern, mit Leiden, Sterben und Tod auf der einen, Auferweckung und einem ›Leben nach dem Tod‹ auf der anderen Seite, wird vieles komplizierter. Fragwürdiger. Rätselhafter. Überhaupt: Ostern hinterlässt im Alltag weniger Spuren. Wird leichter eingeschmolzen in die Indifferenz der Lebensroutine.

»Gehst du zu Ostern in die Kirche?« Dieser Frage stellten sich Anfang des Jahrtausends Neuntklässler in einer repräsentativen Umfrage des Würzburger Religionspädagogen *Hans-Georg Ziebertz* (Ziebertz 2003, S. 131). Ein Gottesdienstbesuch zu Ostern? Immerhin 38,4 Prozent bestätigen, »sehr oft« an einem Ostergottesdienst teilzunehmen, weitere 14,1 Prozent antworten mit »öfter«, noch einmal 12 Prozent mit »ab und zu«. 26,2 Prozent legten sich auf »nie« fest. Keine schlechten Werte! Gewiss müsste man diese Zahlen regional ausdifferenzieren. Zudem sind die Zustimmungsqoten seitdem sicherlich gefallen (neue Untersuchungen zu dieser speziellen Frage liegen jedoch nicht vor).

Aufschlussreich sind aber in jedem Fall die Vergleichswerte. Die Parallelfra­ge »Gehst du zu *Weihnachten* in die Kirche?« beantworteten mit einer weitaus höheren Zustimmungsqote 61,4 Prozent mit »sehr oft«, weitere 10,6 Prozent mit »öfter«, noch einmal 7,6 Prozent mit »ab und zu«. Nur 15,2 Prozent kreuzten die Antwort »nie« an. Die auch durch empirische Werte belegbare Tendenz ist also eindeutig: Wenn das Christentum in einem Fest seine gebündelte Gestalt gewinnt, dann in Weihnachten.

Ostern, das Fest im Schatten? Zweitrangig? Kompliziert?

Ingeborg Drewitz: Es geht uns nichts an

All diese Beobachtungen hat die Berliner Erzählerin und Lyrikerin *Ingeborg Drewitz* (1923–1986) in einem schon 1978 veröffentlichten Gedicht (*Drewitz* 1978, S. 124) gebündelt:

Ostern

Vier freie Tage. Was reden sie
von Karfreitag und Kreuzigung
und dass einer auferstanden ist.
Auf den Autobahnen staut der Verkehr.

Übliche Unfälle, was reden sie
von Karfreitag und Kreuzigung?
Für die Ostertoten steht die Versicherung ein.
Was soll's. Normale Opfer.

Und da sagt einer, wir verstehen ihn nicht,
er ist für die Menschen gestorben,
wie ein Verbrecher ans Kreuz geschlagen.
Richtig, sagen alle, wir verstehen das nicht.

Es geht uns nichts an, sagen sie, sagst du,
wahrscheinlich ein Spinner, aber wir
haben vier freie Tage vor uns.
Die Radio- und Fernsehprogramme spielen noch Ostern.
Ingeborg Drewitz

Das reimlose Vierstrophengedicht arbeitet mit bildhaften Gegensätzen. Auf der einen Seite stehen »sie«, diejenigen, die als Christen trotzig und unverdrossen die Osterbotschaft verkündigen. Von »Karfreitag und Kreuzigung« reden sie und davon, »dass einer auf-erstanden ist«. Dass er »wie ein Verbrecher ans Kreuz geschlagen« und »für die Menschen gestorben« sei. Wie Fremdkörper wirken diese Aussagen. Aus der Zeit gefallen. Unverständlich.

Kein Wunder deshalb: »Wir« – die Gedichtsprecherin schließt sich selbst in Figurenrede in diese Position mit ein – »*wir* verstehen das nicht«, »alle«. Solche Rede ist ›Spinnerei‹, Unsinn, bedeutungslos. Sie »geht uns nichts an«. Für ›uns‹ ist allein wichtig, dass wir »vier freie Tage« vor uns haben, Stau auf den Autobahnen hin oder her. Immerhin dazu ist das Christentum noch gut: Es sorgt für eine arbeitsfreie Unterbrechung der alltäglichen Routine. Dass die »Radio- und Fernsehprogramme« das ›Spiel‹ von Ostern noch mit betreiben, stört dabei nur am Rande. Und – so wird man aus heutiger Perspektive des Jahres 2018 sagen – ein Großteil der Medien hat sich selbst von dieser halbherzigen Mitspielpflicht inzwischen längst befreit.

Auffällig: Dieses Ostergedicht ist aus der Sicht von Nicht-Gläubigen verfasst. Sie zitieren verwundert und befremdet die bedeutungslos und absurd gewordenen biblischen Sprach- und Denktionen. Sie kommentieren lakonisch, dass die heutigen Kreuzigungen an den Abbiegespuren der Autobahnen stattfinden. Nicht Auferstehung bestimmt diese Welt, sondern im schlimmsten Fall die Sterbeversicherung der Verkehrstopfer, die doppelsinnig als »Ostertote« bezeichnet werden.

An einer Stelle wird die Gegenübersetzung von »sie« und »wir« freilich durchbrochen: »du« stimmst in diese Rede mit ein; »du«, Leserin oder Leser des Gedichts, schließt dich der Meinung des Mainstreams an, dass uns das alles doch nichts angeht. Diese direkte, stilistisch in Gedichten unübliche Anrede verdeutlicht, dass Gedichtsprecherin und Autorin keineswegs identisch sind. Die Autorin tritt aus dem Gedicht heraus, lässt sich auf diese Weise selbst nicht auf eine der benannten Positionen festlegen. Sie fordert durch diesen Kunstgriff zur Stellungnahme heraus: *Auf welcher Seite stehst »du« wirklich, Leser oder Leserin?* Auf der Seite derjenigen, die mit Religion abgeschlossen haben und Ostern nur noch als nette Durchbrechung der Alltagsroutine sehen? Oder auf der Seite derjenigen, die beharrlich die religiöse Osterbotschaft hören und weitertragen, mir ihr ringen, die aus ihr zu leben und sie immer wieder neu zu verstehen suchen?

Begeben wir uns von der Basis dieser grundlegenden Alternative aus auf eine Suche danach, was *Ostern heute* bedeuten kann, in all den Banalitäten des Alltags, angesichts all derer, die davon ausgehen, dass es sie »nichts angeht«. Wie kann es gelingen, seinem eigenen Dasein eine österliche Spur einzuzeichnen, nicht nur im Blick auf die Feiertage selbst, sondern als pulsierender Wärmestrom für das Leben allgemein? Welche Worte und Begriffe helfen dabei, Ostern dem »Nicht-Verstehen« zu entreißen? Welche biblischen Figuren dienen dazu als Vorbild, welche Bräuche geben dem erlebbare Gestalt? Genau zu solchen Suchgängen lädt dieses Buch ein.

Denn es gibt ja durchaus Gegensignale: Zum einen schätzen viele Christen – aber auch Suchende und Nichtglaubende – Ostern

als Fest gerade deswegen, weil es im Gegensatz zu Weihnachten nicht so überladen ist mit Erwartungen, Stimmungseinforderungen und Konsum-Überhäufung. In ruhigerer Rahmung kann man sich hier auf das konzentrieren, was wichtig werden soll: Familie, Gemeinsamkeit, Besinnung auf die religiösen Wurzeln. Gerade am Beginn des Frühjahrs bricht ein neuer Aufschwung zum Leben auf, den die Osternacht idealtypisch verkörpert. Zum anderen erlauben diese Tage auch eine religiöse Besinnung, die nicht von Kitsch, erwartungsüberladendem Familienidyll und dem kommerzialisierten Geschenkgedanken bestimmt ist (oder sein muss), sondern die Grundfragen des Lebens in aller Härte und Klarheit stellt.

Den Karfreitag kann man ablehnen und seine rechtliche Hervorhebung als ›stiller Tag‹ für überholt erklären. Die Kritik am damit verbundenen Verbot von öffentlichen Vergnügungsveranstaltungen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Wenn nur noch eine gesellschaftliche Minderheit diese Regelung als sinnvoll ansieht, wird sie irgendwann politisch sinnlos. Das ist absehbar und konsequent. Immerhin: Den Karfreitag kann man nicht konsumistisch funktionalisieren, nicht verharmlosen oder verkitschen. Und die österliche Botschaft der Auferweckung hält Christinnen und Christen den Spiegel vor: Wie kann man dieses Grundgeheimnis des Christentums verstehen, sei es mit dem Verstand, sei es mit dem Herzen, sei es mit beidem? Glaubst *du* das? Und *woran* genau glaubst du? Was erhoffst du dir für dein Leben und darüber hinaus? Hat diese Hoffnung eine dein Leben prägende Bedeutung für dich? Trägt es dein Leben in Höhen und durch Tiefen? Dabei steht von Anfang an fest: Die Aussage, dass Jesus von Nazaret nicht im Tod geblie-

ben ist, sondern auferweckt wurde zu ›ewigem Leben‹, ist eine Zumutung und bleibt eine Provokation: Schon Paulus benennt sie als »Torheit« (1 Kor 1,21).

Die Anfrage ist also schon fast 2000 Jahre alt: Ist die österliche Hoffnung nichts anderes als das Ergebnis einer zwar zutiefst nachvollziehbaren, gleichwohl leicht durchschaubaren Wunschprojektion? Zündet das Christentum – bewusst oder in Selbsttäuschung – beständig »spirituelle Nebelkerzen«, um die Welt vordergründig zu »verhübschen« (vgl. *Striet* 2015)? Oder hält es umgekehrt in der Rede und Feier von Ostern eine urmenschliche Sehnsucht aufrecht, ohne die das Menschsein um eine wesentliche Dimension ärmer wäre? Vertröstung oder rebellische Hoffnung; Übertünchung der Realität oder Quellgrund des lebensnotwendigen Möglichkeitssinns; Verhinderung des Zu-Sich-Selbst-Kommens des selbstverantwortlichen Menschen oder Ermöglichung des Immer-Wieder-neu-Ausgreifens nach Veränderung aus Hoffnung heraus? – An Ostern scheiden sich die Geister.

**Sprachregeln: ›Wovon man nicht sprechen kann,
darüber muss man dichten!‹**

Bevor wir all jene einzelnen Motive und Erzählelemente von Karfreitag, Passion und Ostern näher betrachten und auf die Gegenwart hin ausdeuten, werfen wir zunächst einen Blick auf die *Erzähl- und Denkebenen* des Ostergeschehens. *Eine* Grenze des Verstandes hat sich seit Menschengedenken als unüberwindbar gezeigt. So alt

die Idee ist, dass es Götter, dass es einen Gott gibt, so alt ist die schmerzhafteste Einsicht, dass man ihn im Letzten nicht »verstehen« kann. Die menschliche Sprache stößt hier an ihre Grenzen. Und mit ihr die Möglichkeiten der rationalen Erfassbarkeit.

Am Osterglauben wird diese Problematik besonders deutlich. Kurt Marti (1921–2017), der Altmeister religiöser Lyrik, benennt die Einsicht messerscharf: Die »Sprache bekommt Ostern nicht in den Griff. Die theologischen Begriffe, mit denen wir operieren, strahlen zwar Schönheit aus, sind trotzdem aber nicht fähig, das seinerzeitige Ostergeschehen hinlänglich zu klären, geschweige denn zu erklären.« (Marti 2005, S. 87)

Damit wird schon spürbar: Die Grenzen unserer Sprache erfahren gerade jene als besonders schmerzvoll, die mehr als alle anderen um das rechte Wort ringen: die Dichter, denen nicht zufällig ein wichtiger Sprachanteil in diesem Buch zukommen wird. Von ihnen kann man wichtige Einsichten in die Chancen und Grenzen von Sprache lernen. Ein eindrückliches Beispiel kann das belegen. Gleich *sechs Schritte* im angemessenen Umgang mit der Sprache an der Grenze des Sagbaren lassen sich von einer außergewöhnlichen und in keiner Weise repräsentativen, religiös wie literarisch einzigartigen Lehrerin lernen, von der Ordensfrau *Silja Walter* (1919–2011).

Sie war eine Ausnahmeerscheinung in der deutschsprachigen Literatur. Ihr Vater, streng katholisch, war ein erfolgreicher Verleger, Urtyp des Firmengründers in der industriellen Aufbruchzeit, ein Patriarch, Nationalrat, Offizier, Vater von neun Kindern. Das jüngste der Geschwister, der einzige Sohn *Otto F. Walter*

(1928–1994), neun Jahre jünger als die Zweitälteste Silja, wurde Verlagslektor und erfolgreicher Romancier, brach aber völlig mit der Welt, für die der Vater stand: der Welt des Unternehmertums, der Bürgerlichkeit, des Katholizismus. Sie selbst, Silja, trat nach akademischer Ausbildung im Alter von 29 Jahren zur allgemeinen Überraschung in das kontemplative Benediktinerinnenkloster Fahr bei Zürich ein, wo sie bis zu ihrem Tod in monastischer Klausur lebte. Man hatte der außergewöhnlichen jungen Frau eine glänzende weltliche Karriere, einen Lebenslauf mit Strahlkraft in die Gesellschaft prophezeit. Sie wollte es anders. Als Ordensfrau Schwester Maria Hedwig verfasste sie weithin beachtete Lyrik, Oratorientexte und religiöse Spiele oder Erzählungen, um den Sinn klösterlich-kontemplativen Lebens in der heutigen Zeit zu verdeutlichen.

Für unsere Fragestellung zentral: Im Jahr 1982 führte Silja Walter ein Aufsehen erregendes Radio-Gespräch mit ihrem Bruder, aufgezeichnet bei ihr im Kloster, ein Jahr später veröffentlicht unter dem Titel »Eine Insel finden«. Was für eine Konstellation: Hier sie, die in Klausur lebende dreiundsechzigjährige Ordensfrau; dort er, der jüngere Bruder, der Religion weitgehend entfremdet, sozialistisch-politisch engagiert, vom Leben desillusioniert, aber weiterhin kämpferisch aktiv im Einsatz für eine bessere Welt. Zwanzig Jahre lang hatten sie einander nicht gesehen. Zwei Welten, zwei unterschiedliche Lebenserfahrungen prallen aufeinander, verbunden durch die erinnerte geschwisterliche Sympathie und die gemeinsame Kindheitserfahrung, die beide jedoch völlig anders erlebt und in Erinnerung behalten haben. Die Themen des Gesprächs ergeben